



# Das Reichsbanner

Organ des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold und des Freiheitsbundes e. V. Berlin  
BUND AKTIVER DEMOKRATEN

## Hohe Auszeichnung für Walter Hesselbach

Unser Kamerad Dr. Walter Hesselbach, Aufsichtsratsvorsitzender der Bank für Gemeinwirtschaft, erhielt anlässlich eines Festaktes zum 100. Geburtstag des Philosophen Martin Buber in der Frankfurter Paulskirche den Martin-Buber-Preis.

Diese zum erstenmal verliehene hohe Auszeichnung wurde unserem Kameraden Hesselbach zuerkannt für seine Verdienste, die er sich um die Förderung der deutsch-israelischen Zusammenarbeit und für den intensiven Einsatz beim Aufbau des israelischen Staates erworben hat. Der hessische Wirtschaftsminister Heinz-Herbert Karry hob hervor, Walter Hesselbach habe durch sein Handeln den Juden in aller Welt ein Bild vom „anderen Deutschen“ vermittelt und den Kampf für Frieden und Freiheit zu seinem Lebensinhalt gemacht.



Wir gratulieren unserem Kameraden Walter, dem auch unser Reichsbanner viel zu verdanken hat, recht herzlich und bringen nachfolgend einen Auszug aus seiner Rede, mit der er sich vor der Festversammlung in der Paulskirche für die ihm verliehene hohe Auszeichnung bedankte.

„In seinem Geleitwort für das Buch seines Freundes und Schülers Ernst Simon „Brücken“ sagt Martin Buber: „Jeder echte Historiker, jeder politische Mensch guten Willens, jeder Erzieher, der diesen Namen verdient, baut Brücken.“ Mit Maß und genauer Sachlichkeit errichtet, werden sie zu Verbindungen zwischen den Menschen und Völkern, zwischen den Konfessionen und Kulturen.

Sie haben mir heute, am 100. Geburtstag Martin Bubers, die Ehre erwiesen, mich in die Schar der Brückenbauer einzureihen. Ich bin kein Historiker und leider auch nur ein verhinderter Erzieher. Ein politischer Mensch war ich allerdings und bin ich noch; guten Willens meist wohl auch. Dennoch war ich, als ich von der Absicht erfuhr, mir den Martin-Buber-Preis zu verleihen, in Verlegenheit. Steht es mir zu, daß mein Name mit dem Martin Bubers solcherart verbunden wird? Genügt das, was ich hier, in Israel und anderswo getan habe, mich in die Nähe Martin Bubers zu rücken? Sicher, ich habe einige Male in seinem Hörsaal gesessen, ich bin seinen Worten gefolgt und habe ihn verehrt, aber ich habe in vielen Fragen anders gedacht. Ich hatte wenig Sinn für die germanische Mystik, auch nicht für die jüdische; mein Denken war nur wenig beeinflusst von der Schule der idealistischen Philosophie; auch Nietzsche war mir nicht fremd. Ich bin Christ, aber ich habe mich selbst nie für religiös gehalten. Ich komme mit Herz und Verstand aus der Arbeiterbewegung. Und dennoch stehe ich Buber seit Jahrzehnten sehr nahe und habe mich oft nach ihm orientiert. Für mich war er der bewunderte Lehrer nicht meiner Schule, aber der Schule gleich nebenan. Vielleicht ging es mir ein wenig wie Franz Oppenheimer. Ich fühlte mich auch im Widerspruch als Partner. Mit diesem Empfinden nehme ich den Preis gern an und werde ihn im Sinn Martin Bubers verwenden. Ich fühle mich heute, meine Damen und Herren von der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität und von der Karl-Hermann-Flach-Stiftung, durch ihr Urteil sehr geehrt, herausgehoben und verpflichtet. . . .

Martin Buber war kein Mann der aktiven Politik. Er hat ihr frühzeitig entsagt. Dies hinderte ihn allerdings nicht, sich zu politischen Streit- und Zeitfragen zu äußern. Wer seine Bücher aufschlägt und zu lesen beginnt, ist von der Weitsicht und der Klarheit seiner Gedanken überrascht. Wir stoßen auf scharfsinnige und oft hellseherische Erkenntnisse und Ansichten über Entwicklungen und Irrwege in unserer Geschichte. Vieles hat bis heute nicht an Gültigkeit und Aktualität verloren. . . .

Buber erkannte die bindende Kraft wirklicher Gemeinschaft. Er glaubte sie von zwei Seiten her bedroht: Vom Individualismus und vom Kollektivismus. Während der Individualismus den Menschen nur in der Bezogenheit auf sich selbst sähe, würde der Kollektivismus den Menschen übersehen und an seine Stelle die Gesellschaft und den Staat rücken. Im ersten Fall werde das Antlitz des Menschen verzerrt, im zweiten verdeckt. Die Gefahr der Manipulierbarkeit des Menschen in der Kollektivität war ihm ebenso gegenwärtig wie uns. Andererseits lehnte er überspitzten Individualismus ab. Die grundlegende Tatsache menschlicher Existenz war für ihn das Verhältnis der Menschen zueinander und zu Gott. Wo dieses verkümmert oder verkommt, ist der Boden bereitet für Vereinzelung, Vereinsamung und Verzweiflung.

Buber sagte von sich selbst, es sei ihm unausweichlich bestimmt gewesen, die Welt zu lieben. Das Doppelangebot von Gottesliebe und Menschenliebe galt für ihn auch im Verhältnis zwischen den Völkern. Seit dem Ende des ersten Weltkrieges beschäftigte ihn der jüdisch-arabische Konflikt. Wie überall, ging es ihm nicht allein um die politische, sondern ebenso um die allgemein menschliche Frage: Um die Bewährung gegenüber den Verlockungen des Nationalismus. Der Gegenseite, den Palästinensern, rief er zu: „Wir wohnen nicht in einem Haus des Geistes, aber wir sind Nachbarn“. Er war politischer Gewalttätigkeit abhold, bloße politische Taktik war ihm zuwider.

Er wurde nicht müde, der dauerhaften Verständigung zwischen Arabern und Juden das Wort zu reden. Er tat dies mit all seiner Beredsamkeit und schriftstellerischen Sprachbegabung. Es ging ihm – wie er in einem Brief an Mahatma Gandhi bemerkte – um die Versöhnung gleichberechtigter, moralisch ebenbürtiger Ansprüche. In diesem bemerkenswerten Dokument finden sich eindrucksvolle Sätze: „Wir empfanden und empfinden es als unsere Aufgabe – so schreibt er –, den Anspruch, der dem unseren entgegentritt, zu verstehen, zu ehren und uns um eine Versöhnung beider Ansprüche miteinander zu bemühen. Wir waren und sind überzeugt, daß es möglich sein muß, einen Ausgleich zwischen diesem Anspruch und dem anderen zu finden, weil wir dieses Land lieben und an seine Zukunft glauben und weil, da gewiß auf der anderen Seite solche Liebe und solcher Glaube vorhanden sind, ein Zusammenschluß zu gemeinsamem Dienst an dem Lande nicht unerreichbar sein kann. Wo Glaube und Liebe sind, kann auch ein anscheinend tragischer Widerspruch zur Lösung gelangen.“ Er fährt fort: „Um diese unerhört schwierige Aufgabe erfüllen zu können, bedürfen wir des Bestandes der wohlmeinenden Menschen aller Völker und hoffen darauf.“

Martin Bubers Leben, das nahezu neun Jahrzehnte währte, war ein Leben der Erziehung und Lehre. Vor stärkster erzieherischer Kraft war seine vorbildliche Haltung in Zeiten der Prüfung. Dies wurde besonders in den Anfängen der Nazi Herrschaft offenbar, als sein moralischer Mut bis an die äußerste Grenze des gerade noch Möglichen ging. In diesen Jahren des Leidens für das deutsche Judentum bot er auf seine eigene, bescheidene und gewaltlose Weise der Barbarei die Stirn. Inmitten der geistigen Krise leitet er das jüdische Erwachsenenbildungswerk und gab vielen Gedemütigten neuen Halt und neuen Lebensmut. Wie so häufig in Zeiten der Verfolgung, scharten sich jüdische Menschen um die Ideale des Glaubens und der eigenen Kultur. Daraus gewannen sie die Kraft, die aus der Not geboren wird. Zugleich entstand dort wirkliche Gemeinschaft, wo Gemeinsamkeit erlebt wurde.

**Einsichten**, nicht feststehende Glaubenssätze, Normen oder Maximen konnte und wollte Buber vermitteln. Im Mittelpunkt stand die Ich-Du-Beziehung. Jene „dialogische Beziehung“ also, die auf gegenseitigem Vertrauen aufbaut und sich einer gemeinsamen Sprache bedient.

Ein Stück kultureller Bildung und Lebenshilfe gab er uns mit seiner Bibelübersetzung. In dieses Gemeinschaftswerk mit Franz Rosenzweig gingen 30 Jahre Lebensarbeit ein. Buber schloß es

erst in seinem 84. Lebensjahr ab. Es wurde zu einem Zeugnis der Lebendigkeit und Schönheit jener Sprache, in der deutsche Juden und Christen gemeinsam empfanden, dachten und sich verstanden. Buber sagte noch im November 1933 – als die Nacht bereits über Deutschland lag – bei der Eröffnung des Freien Jüdischen Lehrhauses in Frankfurt am Main: „Unter allen Verbindungen mit den Völkern, die das Judentum in dieser Problematik eingegangen ist, hat, trotz allem, keine eine so tiefe Fruchtbarkeit gehabt, wie die deutsch-jüdische.“ Der tragischste Abschnitt deutscher und jüdischer und deutsch-jüdischer Geschichte hatte begonnen.

Später, im Jahre 1953, hat Buber hier in der Paulskirche wieder geholfen, die verschüttete Bahn für die Verständigung freizulegen. Bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels begründete er in seiner Rede seine „Entscheidung zum Guten“ gegen die Krankheit des Mißtrauens. Er, der sich wie wenige in der deutschen Sprache auskannte, warnte vor der Zerrüttung der Verhältnisse der Menschen zur Sprache, die letztlich jene Chance zum Gespräch zerstöre. . . .

Die Aushöhlung von Wertideen durch Zynismus und geistige Frivolität sind keine ausschließlichen Erscheinungen unserer Zeit.

Immer, wenn Menschen nicht mehr wissen, wie es weitergehen soll, keimt Angst und Hoffnungslosigkeit, Bosheit und Gewalt. Und hier sind wir alle gefordert! . . .

„Was uns widerfährt, ist auch, wenn es uns an's Mark geht, nicht das Entscheidende; das Entscheidende ist, wie wir uns dazu verhalten – was wir daraus machen, was es aus uns macht . . .“. Diese Worte vermitteln Kraft und Haltung.

Diese Haltung befähigt uns dann auch, uns in der Toleranz des Dialoges zu üben, daß heißt, miteinander trotz aller Gegensätzlichkeit im wahrhaftigen Gespräch zu bleiben. Dies setzt voraus, die Andersartigkeit des Gegenüber anzuerkennen und seine Auffassung verstehen zu lernen. Begründete Gegensätze können zwar durch die besten Absichten nicht aufgehoben werden. Nichts sollte uns aber daran hindern, Kontroversen menschlich auszutragen, das heißt, miteinander so umzugehen, daß die Glaubwürdigkeit und Aufrichtigkeit des Anderen nicht in Zweifel gezogen werden. Das Streben nach Versöhnung mündet für mich in dem Gebot der Solidarität. Deren Linie verläuft – wie Buber hier in der Paulskirche verkündete – quer durch alle Staaten und Staatsvölker hindurch. Für mich beinhaltet die Ich-Du-Beziehung auch das Verständnis und das Eintreten für den Schwächeren.

Ich möchte meine kurze Betrachtung abschließen, indem ich auf das Bild vom Brückenbauer zurückkomme: Brücken werden zwar zunächst oft von einem Ende her geplant, aber wenn sie erst einmal dastehen, sind sie von beiden Richtungen zu beschreiten. Ich kann den anderen erreichen, der andere von seinem Standort aus auch mich.

Worte in und aus der Paulskirche in Frankfurt am Main hatten immer einen besonderen Klang. Mögen Bubers Worte von Dialog, Toleranz, Brückenbau und Haltung, die wir weitertragen, von vielen gehört werden. Es könnte uns allen helfen.

## Georg Leber - K.O. ... oder nach Punkten?

von Willi Beuk, Hamburg

Georg Leber – das war der untersetzte rhein-fränkische Maurer „Schorch“ mit dem kantigen Hessenschädel, dem ein gesunder, ideologisch nicht angekränkelter Menschenverstand ein pragmatisches Urteilsvermögen erlaubte und der so ausgerüstet, eine der erstaunlichsten Karrieren dieser Republik zurücklegte.

Georg Leber, das war der einfache Mann aus dem Volk in des Wortes bester Bedeutung. Das war schließlich der Unteroffizier und Funker im Zweiten Weltkrieg, der dann als Verteidigungsminister auszog, die historische Antipathie seiner Partei gegenüber jeder Form von Landesverteidigung auszuräumen. Bedächtig und fleißig, ehrlich und bieder, treu und zuverlässig – diese

Attribute drängen sich auf, wenn man den politischen Menschen Leber in seinen dreißig Jahren Dienst an dieser Republik vor sich sieht.

Als gläubiger Katholik war er eher konservativ; aber ebenso energisch kämpfte er für den sozialen Fortschritt seiner Klasse, ohne ein Klassenkämpfer zu sein. Erst in den letzten Jahren stellten sich Verschleißsignale ein: psychische Erschöpfung und Krankheiten.

Wie Viele des Jahrgangs 1920 suchte sich Georg Leber aus dem Trümmerschutt des „Dritten Reiches“ die heilen Mauersteine

heraus und mauerte mit daraus das Fundament unserer Bundesrepublik. 1947 trat er in den DGB und in die SPD ein. In Limburg wurde er zunächst Sekretär der Industrie-Gewerkschaft Bau, Steine, Erden. 1952 wechselte er nach Frankfurt zur Gewerkschaftszeitung „Der Grundstein“ über. 1957 war für ihn ein Schlüsseljahr. Er wurde Vorsitzender der Gewerkschaft und zog gleichzeitig in den Bundestag ein.

Leber war als Gewerkschaftsführer keinesfalls zurückhaltend, wenn es um bessere soziale Bedingungen für seine Arbeiter ging. Er war jedoch vollkommen frei von ideologischen Scheuklappen und unterschied sich schon deshalb von den Scharfmachern, maßvolle Tarifabschlüsse zu befürworten. Kein Wunder, daß ein solcher Mann zu einer Säule der SPD wurde, die ja dem Ballonmützentum den Kampf angesagt hatte und sich zu einer modernen Volkspartei mausern wollte, was sich als ein Fehlschlag erwies. Eine bemerkenswerte Kettenreaktion des Schicksals machte ihn am 7. Juli 1972 zum obersten Dienstherrn der Bundeswehr. Über einen Spion stolperte Willy Brandt als Kanzler. Verteidigungsminister Helmut Schmidt trat dessen Nachfolge an, und Leber wiederum übernahm das Verteidigungsministerium. Heute wissen wir, daß der ehemalige Unteroffizier ohne Pomp und Schnörkel mit der Leitung eines so komplizierten Apparates, wie es die Führungsspitze der Bundeswehr ist, nicht überfordert war. Er war der Aufgabe gewachsen! Tatsache ist, daß kein Minister vor ihm ein so gutes Verhältnis zur Truppe hatte. Nato-Länder und die einheimische Generalität brachten ihm große Achtung entgegen.

Trotzdem: Vor der aufgepflanzten schwarz-rot-goldenen Fahne in seinem Arbeitszimmer (sie symbolisiert den Staat, dem ich

diene) regierte Leber als Herr der Hardthöhe der Krise entgegen. Die personelle Fehlentscheidung, die Ernennung des Parteibuchoffiziers Scherer zum Leiter des MAD, der aufmümpfige Jet-Piloten bespitzeln ließ, dort zwei Generale (Krupinski und Franke), die Wehner mit dem unverbesserlichen rechtsextremen Ex-General Rudel verglich, schließlich noch der letzte Spionagefall Lutze/Laaps. Vorher hatte sich Leber mit dem untadeligen, aber konservativen Leiter der Führungsakademie in Hamburg, General Wagemann, angelegt.

Aber schon 1973 hatte die Parteilinke begonnen, sich auf Leber einzuschießen. Es war ein Blattschuß. Damals hatten bereits neun Fraktionsmitglieder seiner eigenen Partei dem Verteidigungshaushalt die Zustimmung verweigert, während die Opposition geschlossen zustimmte. 1976 verlor Leber sein Direktmandat im Frankfurter Wahlkreis 140 an den Juso-Vorsitzenden Karsten Vogt, der mit neuen „Sicherheitspolitischen Leitlinien“ hausieren ging. So ist es nicht ohne Konsequenz, wenn Leber ging. Denn die Partei, für die er als Symbol stand, gibt es nicht mehr. Sie hat sich seit der Zeit Kurt Schumachers verändert – so sehr, daß Georg Leber plötzlich ein Rechter war. Es ist bedauerlich, daß er in seiner eigenen Partei nicht immer die notwendige Unterstützung fand.

Sein Nachfolger wird es schwer haben. Es mag gute Männer für das Amt geben, aber nicht gut genug, die Bundeswehr zu führen.

Schorsch Leber, Dein Abschied fällt uns schwer. Trotzdem unseren Dank für das, was Du für unsere Republik getan hast.

## Noch einmal der „Fall Knapp“?

Die „Republikanische Rundschau“ bringt in ihrer Februar/März 1978-Ausgabe auf Seite 9 unter der Überschrift „**Erich Knapp rehabilitiert**“ nachstehenden Artikel:

„Der frühere Bundes-Pressereferent des Reichsbanners, unser einstiger Kamerad Erich Knapp, ehemaliger Pressereferent der Bonner Botschaft in Kairo, dem vom Auswärtigen Amt am 9. April 1975 wegen Verdachts der Landesverräterischen Fälschung fristlos gekündigt worden war, hat in einem Verfahren gegen das Ministerium vor dem Arbeitsgericht in Bonn gesiegt. Nachdem die Bundesanwaltschaft das Ermittlungsverfahren gegen Knapp am 13. Oktober 1977 eingestellt hatte, entschied das Bonner Arbeitsgericht am 24. Januar in erster Instanz, daß die fristlose Kündigung durch das Auswärtige Amt „sozial ungerechtfertigt und damit rechtsunwirksam“ sei. Das Arbeitsverhältnis des Klägers mit dem Auswärtigen Amt bestehe weiter. Knapp wurde am 11./12. 4. 1975 vom Kairoer Botschaftsbeamten Peter Lazarek in einem Falschgeständnis als Beschaffer zweier Geheimtelegreame der Botschaft Lissabon bezeichnet. Lazarek beging nach Abgabe dieses falschen Geständnisses Selbstmord. Der Berliner Extradient hatte diese und andere Geheimtelegreame des AA veröffentlicht. Wir halten diese Veröffentlichung für notwendig, weil nach Knapps Entlassung auch von früheren Kameraden anderer Landesverbände von seinem „Landesverrat“ gesprochen wurde. Solche Gerüchte halten sich lange und können auch nach bewiesener Unschuld das Leben oft unerträglich machen. Die Hintergründe des „Falles Knapp“, – in Wirklichkeit ein „Fall AA“ – erscheinen uns als so ernst und so typisch für das Treiben gewisser hoher reaktionärer Bürokraten in vielen Amtsstellen, daß wir in unserer nächsten Ausgabe ausführlicher darauf zurückkommen werden. Die Redaktion.“

So weit, so gut. Daraus geht hervor, daß Knapp einen Prozeß von für ihn weitreichender Bedeutung gegen sein Ministerium

gewonnen hat. Dazu kann man ihn beglückwünschen, denn wer Recht hat, der soll auch Recht behalten. Für mich beweist das nur, daß man in die Rechtsprechung Bundesdeutscher Gerichte Vertrauen haben kann.

Aber welche Veranlassung haben wir eigentlich, uns mit der Angelegenheit Knapp nochmals auseinanderzusetzen? Hat man denn vergessen, was sich schon vorher mit Knapp im „Reichsbanner“ ereignet hatte? Aus persönlicher Verärgerung und nach Differenzen mit dem Bundesvorstand hat Knapp es doch tatsächlich fertiggebracht, den Landesverband Nordrhein-Westfalen Knall und Fall aufzulösen. Das war ihm nur unter massiven Verstößen gegen unsere Satzung möglich. Daß er der „spiritus rector“ in dieser Sache war, steht außer jedem Zweifel. Wie weit in seiner Argumentation Halbwahrheiten und Fehlinformationen eine Rolle gespielt haben, wird sich nach so langer Zeit kaum lückenlos rekonstruieren lassen. Jedenfalls ist der angerichtete Schaden kaum abschätzbar. Entsprechende Bemühungen, den Landesverband wieder auf die Beine zu stellen, waren bisher erfolglos. Zweifellos hätte ein ursprünglich geplantes Gerichtsverfahren gegen Knapp Erfolg gehabt. Nur das in Aussicht stehende langwierige und kostspielige Verfahren hat uns s. Zt. von einer Klage abgehalten. Erstaunlich an der ganzen Sache ist ja nur, wie gründlich es ein Mann von einigem Niveau fertig bringen kann, sein politisches und charakterliches Image zugrunde zu richten. Von jemand, der dauernd und lautstark nach Freiheit und Demokratie ruft, sollte man ein anderes Verhalten erwarten können. Nach all diesen Ereignissen sollte es klar sein, daß Knapp in unseren Reihen nur noch als politisch toter Mann gelten kann. Für uns sollte diese Angelegenheit erledigt sein, unwiderruflich und ein- für allemal. Wir haben keine Veranlassung, die Angelegenheit nochmals hochzuspielen, er hat sich sein Urteil bei uns selbst gesprochen.

Und unsere Bremer Kameraden wären vielleicht gut beraten, wenn sie sich diesen Standpunkt zueigen machten.

Richard Beck

# Eine Leserstimme aus dem Ausland

Ein Kamerad aus Belgien schreibt uns:

Liebe Freunde,

ich möchte Ihnen mitteilen, daß ich die Artikel von Willi Beuk in unserer Zeitschrift vom Dezember 1977 sehr begrüßt habe. Der heute weit verbreiteten und auch von den Führungen der drei demokratischen Parteien geteilten Auffassung, daß die Bekämpfung der Feinde unseres demokratischen Staates mehr oder weniger ausschließlich Sache der staatlichen Organe sei, sollten wir auf Grund unserer Erfahrungen aus den letzten Jahren der Weimarer Republik entschieden entgegenreten. Auch nach dem 20. Juli 1932 hatte man uns auf den Staatsgerichtshof vertröstet.

In diesem Zusammenhang eine Bemerkung zu dem gelegentlich von einigen unserer führenden Politiker benutzten Slogan „Bonn ist nicht Weimar“. Das ist zweifellos richtig; aber nach meiner Überzeugung in dem Sinne, wie man es gewöhnlich meint. In der Weimarer Republik ging es uns allen sicher wirtschaftlich viel schlechter, Regierungen hatten ein kurzes Leben, die antidemokratischen Parteien waren mächtige Organisationen, Beamte und Offiziere lehnten in ihrer Mehrzahl den republikanischen Staat ab – aber es gab auf der anderen Seite immerhin einige Millionen Menschen, die die Republik nicht nur als eine gute Sache betrachteten, sondern die auch entschlossen und bereit waren, sich für diesen Staat einzusetzen und zu opfern. So wie die Dinge heute liegen, ist zu befürchten, daß der Bonner Staat bereits im ersten Ansturm zusammenbrechen würde, wenn er einmal eine Kraftprobe von der Art zu bestehen hätte, wie sie Weimar zwischen 1918 und 1933 diverse Male durchzumachen hatte.

Mit den besten Grüßen

G. H. Schild, Av. Pierre Curie 91  
1050 Bruxelles

## Bücherbesprechung

### Friede und Gewalt

Daß deutsche Wehr- und Ostpolitik zwingend zueinander gehören, weist General a. D. Hans-Christian Pilster in seiner die sowjetische Koexistenzpolitik durchleuchtenden, dazu klar und unmißverständlich sowie allgemeinverständlich und durchaus nicht trocken geschriebenen Analyse nach. Wenn die Ostberliner Zeitschrift „Deutsche Außenpolitik“ in Heft 2/77 den Verfasser als einen „Der führenden Militärstrategen der Bundesrepublik Deutschland“ bezeichnet, haben wir dem ausnahmsweise nichts hinzuzufügen.

Seine Lagebeurteilung eröffnet er aus sowjetischer Sicht und spart auch im Verlauf der Abhandlung nicht mit ausführlichen Zitaten führender Politiker und Militärs der „anderen Seite“. Die „Entspannungsgespräche“ erscheinen in einem ganz anderen Licht, als sie von leider vielen der verantwortlichen deutschen Politiker verstanden werden. Er beläßt es nicht bei einer theoretischen Erörterung, sondern erklärt an Hand praktischer Beispiele ihren Stellenwert.

Wenn der freie Westen den Kampf auch aus der Abwehr führt, so kann – nach Clausewitz – die Verteidigung durchaus die stärkste Kampfart sein: „Aus den Grundprinzipien des Marxismus - Leninismus und dem Verhalten des Sowjetblocks läßt sich nach sorgsamer Analyse der Schluß ziehen, daß es sicherlich keine echten Fortschritte im Ost-West-Verhältnis geben wird. – Das kann nur geschehen, wenn der Osten erkennt, daß ein künftiger Rüstungswettlauf nur ein totes Rennen bleibt.“

Die Lage des freien Westens wird als schwierig, aber nicht hoffnungslos beurteilt, wenn er entschlossen und illusionslos seine Wehrpolitik als Ostpolitik betreibt, um mit dem Verfasser zu sprechen: „Ohne eine aktive, auf Macht gestützte, auf Ausgleich bedachte Politik werden Interessen nicht durchgesetzt, ja Ansprüche nicht einmal verteidigt, der Frieden nicht bewahrt werden können.“

S. K.

Hans Christian Pilster: Friede und Gewalt – Der militärische Aspekt der sowjetischen Existenzpolitik – Leinen 286 Seiten – 10 Lageskizzen – ausführliche Anmerkungen – Seewald-Verlag Stuttgart 1977 – DM 34,—.

## Kamerad, hast auch Du schon ein neues Mitglied geworben?

Nimm, wenn es möglich ist, für einen bestimmten Zeitabschnitt vom zuständigen Ortsverein oder von der Bundeszentrale, **mindestens ein zusätzliches** Exemplar unserer Zeitung ab und gib es an einen Interessenten weiter. Das kleine finanzielle Opfer lohnt sich für uns.

- Wer Mitglied des Reichsbanners werden,
- oder seine frühere Mitgliedschaft wieder aufleben lassen will,
- wende sich an den nachstehenden Verteiler dieser Zeitung:  
(Stempel, Anschrift in Maschinen- oder Blockschrift)

- oder direkt an die Bundesgeschäftsstelle des Reichsbanners  
Schwarz-Rot-Gold, 6 Frankfurt/M., Postfach 73 0169

### Beitrittserklärung

Name .....

geb. am: .....

Wohnort .....

Wohnung .....

Das Reichsbanner. Offizielles Organ des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, Bund aktiver Demokraten e. V. und des Freiheitsbundes e. V. Berlin.

Nr. 2 – April 1978 – 22. Jahrgang – Erscheint seit 1924

Herausgeber: Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, Bundesvorstand,  
6 Frankfurt/M., Postfach 73 0169

Verantwortlich: Heinrich Ditter, Frankfurt am Main, Helmut Esser,  
Rüsselsheim, Siegfried Keiling, Bad Homburg,  
Fritz König, Frankfurt am Main; Georg Prinz, Die-  
denbergen.

Druck: J. Jäger, Frankfurt-Niederrad

Die unter Verfasseramen erschienenen Artikel stellen nicht in jedem Falle unbedingt die Meinung der Redaktion dar.

Kostenloser Nachdruck mit Quellenangabe gestattet und erwünscht, gegen Belegübersendung.

Bezugspreis jährlich DM 3,60 (+ Porto).